

Zeitschrift: Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin
Band: 107 (1981)
Heft: 17

Rubrik: Von Haus zu Haus

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

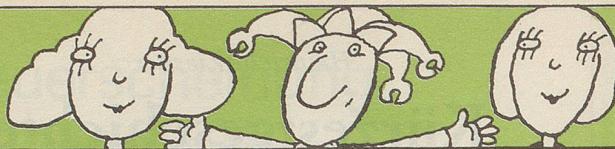
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 17.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



Ilse Frank

Lustwandeln

Ich gehe müsigg. An einem gewöhnlichen Werktag. Urlaub steht mir nicht zu. Ich nehme ihn dennoch. – Ferien vom Ich? Leider nein. Nur Distanz von der Arbeit. Vom ewigen Tun. Ich will einige Stunden alternativ verbringen. Sehen, spüren, wie das ist.

Ich schlendere durch die Straßen. Zwinge mich zu gemächlichen Schritten. Ausgerechnet ich, der stadtbekannte Kondensstreifen, die Rasende, der Halbfremde nachrufen: «Wählen Sie doch ein normales Tempo!»

Normal. Was ist das – heute? Die Norm heisst Hetze. Ich beobachte sie ringsum. Weil ich Zeit habe, fällt sie mir auf. Sonst bin ich ihr blind ergeben. Jetzt spielt ich diejenige, die...

Ich besitze, nach spontaner Wahl, ein kostbares Gut: Momente. Solche, die ich zusammengepresst, im verbissenen Kampf gegen Sachzwänge einge-

brach habe. Diese Zwänge elektrisieren mich zwar noch immer. Jagen Impulse durch meinen Körper. Versuchen, Ilses kurze Beine in Trab zu setzen.

Ich verweigere den Gehorsam. Wandle geniesserisch über Asphalt, als breiteten sich unter meinen Sohlen Wiesenkissen aus.

Plötzlich spüre ich mich. Meine Haut, meine Muskeln, die Lunge. Ich atme tief ein, hole Luft zum Rezitieren, hebe an, giesse Wörter aus, die sich zu Worten formen.

Ich weiss nicht mehr, wo ich bin, was ich tue, vernehme ausschliesslich die Stimme des Dichters, den Klang seiner Gedanken.

Plötzlich befällt mich ein Hustenreiz. Staub ist mir in den Schlund geraten. Greift meine Stimme an. «Sauerei!» brumme ich. Schlagartig wechsle ich zum niederen Vokabular über, schimpfe auf die geschäftige Welt, die mich weder ruhen noch rasten noch schwelgen lassen will.

Jetzt erst recht! denke ich. Aber die Suche nach dem verlorenen Hochgefühl verläuft erfolglos. Noch spaziere ich wie zuvor. Wenig später wird mir brennend bewusst, wer ich zu sein habe.

Ich schiele rückwärts, um zu erkunden, ob mir jemand auf den Fersen ist. Fürchte, dass mich einer beim Sprechen belauscht

hat. – Was dann? Hält er mich für verrückt? Naht er, um meine Person zu identifizieren?

Ich gerate in Schamschwüle. Konzentriere mich auf mich selbst, lausche in mein Inneres – und höre den Wecker ticken. Die Uhr, die ich vor Jahren verschluckt habe, die mir seither jede Pause zerhackt.

Die mechanische Unruhe beherrscht mich. Ich strample, um den Faulpelz zu retten. – Vergleichlich!

Der Werktag hat mich wieder. Ich bin sein Opfer. Eines unter vielen.

Müssiggang ist aller Lüste Anfang. Lustwandeln ist aller Hoffnung Ende.



«Er liebt mich – er liebt mich nicht – er liebt mich ...»

Häusliches, Allzuhäusliches ...

Als wir vor vielen Jahren ein Haus auf dem Land kauften, waren wir, aus heutiger Sicht, blutjung – wenige Jährchen über der Mitte der Vierzig – und konnten die Folgen unseres kühnen Tuns unmöglich abschätzen. Zum Abwagen der vielschichtigen Aspekte unseres Vorhabens waren uns genau 39 Stunden eingeräumt, einschliesslich zweier schlafloser Nächte. Die Transaktion wurde in derart unziemlicher Hast vollzogen, dass es uns sehr überraschte, unversehens auf eigenem Grund und Boden zu stehen.

Nachdem ich die farbenprächtigsten Tapeten, die mit den geometrischen Figuren, hellgrau übermalt hatte, zogen wir ein. Mein Mann kaufte sich das wichtigste Requisit des Eigenheim-

besitzers, ein blauweiss gestreiftes Uebergewand, zweiteilig, nahm eine Gartenschaufel in die Hand, und ich photographierte ihn neben dem Fragment eines Komposthaufens, im Hintergrund Wildnis.

Bald danach begann die Sache mit dem Auto. Wir hatten nie eines besessen und wünschten uns auch keines. Nach hartem Kampf siegten jedoch die Umstände: Das Landleben gestaltete sich komplizierter als vorausgesehen. Dieser Feststellung folgten Fahrstunden. Endlos. Dann die Fahrprüfung. Dann die ersten Blechschäden.

Zwischendurch nahmen wir uns Zeit, unseren neuen Besitz gründlich zu begutachten. Worauf wir einstimmig beschlossen, unseren angeborenen Charme spielen zu lassen, um einer Anzahl Handwerker habhaft zu werden, die unter chronischer Ueberbeschäftigung stöhnten. Es gelingt. Auf einer unteren Ebene

geschah Beachtliches im Do-it-yourself-Verfahren.

Meine eigene Aktivität überrollte viel zu grosse Kellerräume mit Zementbodenfarbe. Graue Wände wurden weiss, Türen glänzten in neuer Frische. Wieder an der Oberwelt, schaute ich mich kritischer um denn je. Mein Malerauge war schockiert. Ueber längere Zeit, und immer wieder, stand ich bis zum Hals inmitten von Farbkübeln, umschlang Fensterkreuze, auf Simsen turnend, stahlbürrste, schmiergele, pinselte und lernte schliesslich tapetieren.

Abwechselnd tauchten die Maurer, Schreiner und Installateure mit schöner Regelmässigkeit auf, wir waren ihnen teuer geworden. Mauern wuchsen und stützten einen Steilhang, der Estrich wurde eingeschalt, ein Boden verlegt, das Badezimmer einmal, die grosse Wohnstube sogar zweimal umgebaut – in Abständen. Schliesslich kann man

bei der ersten Projektierung nicht schon an alles denken.

Inzwischen hatten unsere Töchter das Haus verlassen und sich selbstständig gemacht. Ich annektierte ihr Zimmer für meine Zwecke. Bald ward mir sonnenklar, dass ich hier gründlich durchgreifen musste. Drei Monate später war das Sammelsurium alter Möbel violett gestrichen – in sieben Farbnuancen. Letzteres geschah unbeabsichtigt. Der ganze Zierat, von der Tapete über die Vorhänge bis zum schmückenden Giggernillis wurde farblich angepasst. Ob's geglaubt wird oder nicht: Es gibt Leute, die kommen von weither angereist, um das violette Zimmer zu besichtigen. Ich kann das verstehen. Deshalb ist der Eintritt frei.

Eines Tages zuckte ich unter dem Schlag einer plötzlichen Erkenntnis zusammen. Nicht wir sind, nicht ich bin neuerungs-süchtig. Das Haus ist es. Es führt

gewissermassen ein Eigenleben. Stumm steht es da – und fordert. Nur kurze Zeit kann ich es jeweils in Schranken halten. Dann wird es auf eine unangenehme Art lebendig, stellt Ansprüche, stört meinen Schlaf. Es wirbt um Zuneigung, indem es verlangt, so zu sein, dass wir es lieben. Neuerdings träume ich, pardon, träumt es von einem alten Kachelofen, präzis gesagt: der Kopie eines alten. Natürlich, bei den Oelpreisen! Es ist auch vernünftig, das Haus.

Und also komme ich zum Schluss, um dessentwillen ich diesen Artikel geschrieben habe: Damit ich meine lieben Leserinnen und Leser endlich einmal so umwerfend neu und originell grüssen kann, wie ich es schon lange gerne möchte, nämlich: Von Haus zu Haus! *Gritli*

Unentschlossen

Soll ich meinen Schirm mitnehmen – glaubst du, es wird regnen? – Mein kleines Schwarzes anziehen oder doch lieber das graue Kostüm? – Ist der Tagessteller geniessbar, soll ich doch lieber das Menü bestellen, oder vielleicht das Zürigeschnetzelte mit Rösti? – Darf ich um diese Zeit noch Kaffee trinken, oder liege ich nachher wieder die ganze Nacht wach? – Findest du nicht auch, dass es vom Fenster herzieht? – Soll ich mich wohl auf den andern Stuhl setzen?

Frage über Fragen! Es sind die ewig Unentschlossenen, die nicht imstande sind, das Nebensächlichste und Unwichtigste, das sie wirklich selbst beurteilen könnten, ohne Konsultation des Ehegatten, der Freundin oder des Freundes eigenständig zu entscheiden.

Vielleicht liegt der Grund für diese Unentschlossenheit darin, dass jemand das Gespräch in Fluss halten möchte, meint, es müsse ständig etwas geredet werden. Ob die ewig Unentschlossenen, wenn man auf ihre Fragen überhaupt antwortet, den Rat auch befolgen, steht allerdings auf einem anderen Blatt. Meist erwarten sie gar keine Antwort.

Es handelt sich bei diesen Unentschlossenen vorwiegend um Frauen. – Sind sie nicht fähig, in unwichtigen Dingen selbst zu entscheiden, weil sie es in wichtigen Sachen immer noch nicht überall dürfen? Vielleicht! Deshalb müssen wir möglichst ein männliches Wesen um Urteile angehen. – Oder sind wir ganz einfach im «Fröglalter» unserer Kindheit steckengeblieben?

Womit ich diese Fröglerei abschliessen möchte...

Hedy Gerber-Schwarz

Familien-Be-Gründung

Sie sass mir gegenüber und lächelte erhaben ... «Ich möchte nicht mit Ihnen tauschen, Frau E. – Wenn ich mir das nur vorstelle – mit fünfundzwanzig schon das zweite Kind! Ich giese meine Freiheit, das eigene Auto usw.!»

Diese Worte fielen beim Mittagskaffee im Wöchnerinnenzimmer unseres Regionalspitals. Es waren die Worte einer Krankenschwester, und sie galten mir. Mein erster Gedanke war: Diese Frau hat nicht besonders viel Taktgefühl, solche Dinge jemandem einfach so zu sagen. Nun gut, in diesem Punkt fühlte ich mich auch überlegen und entgegnete deshalb: «Ich möchte auch nicht mit Ihnen tauschen, denn ich freue mich, zusammen mit meinem Mann, über unsere Kinder. Dass wir eine Familie geworden sind, war unser Wunsch.»

Dieses Erlebnis ist eigentlich längst «passé» – und doch überdenke ich alles noch einmal.

Die Meinung jener Krankenschwester teilen anscheinend sehr viele junge Leute. Aus verschiedenen Gründen finden sie es unattraktiv, zu heiraten. Kinder «in diese Welt zu setzen» erklären einige gar für verantwortungslos. Ob damit die eigene Existenz fragwürdig wird, bleibe dahingestellt ...

Andere Ansichten sind achtenswert, und es ist gut, dass es sie gibt; doch erwarte ich, dass auch eine Familien-Gesinnung akzeptiert wird.

Helfen wir uns doch alle, damit das Leben auf der Erde auch für Kinder Zukunft hat – und gar erfreulich wird!

Die Familie ist eine soziale Stütze. Vorteile der Familie? Zeit zu haben füreinander – und das Glück des «Miteinanders» zu fühlen ... *Regula Eichenberger*

Frau, bleib Frau!

Sooth ich mit Frauen jeglichen Alters konfrontiert werde, stösse ich auf die Themen Abmagierungskur, wirkungsvolle Diäten – Figurprobleme. Und ebensooft muss ich mich fragen, weshalb all die sich emanzipiert glaubenden Frauen sich vorbehaltlos dem Modediktat des Mannes unterwerfen.

Jene, die sich gegen die Vermarktung von Frauen in der Werbung wehren, machen sich selbst zur Marktware, indem sie sich auf das gegenwärtige Schön-

heitsideal trimmen. Schlanke Frauen sind «in», werden als ästhetisch empfunden. Von wem denn? Vom Mann natürlich. Die Frauen machen sich attraktiv, um den Männern zu gefallen. Eine altbekannte Tatsache. Nur: dann soll doch die Frau zu ihrer unterwürfigen, unselbstständigen Haltung stehen und nicht anderseits von Loslösung vom Manne, von Emanzipation sprechen!

Die Aufgabe der Frau ist für mich, Frau zu werden. Das heisst, dass sie sich ihrer spezifisch weiblichen Eigenschaften bewusst wird (nicht der Indoctrinationen durch die Gesellschaft), sie anerkennt und nicht versucht, sich krampfhaft dem Manne zu nähern; sich nicht zu irgendwelchen Arbeiten zwingt, nur um zu beweisen, dass auch eine Frau fähig ist, sie zu verrichten.

Am meisten fällt mir diese Annäherung an den Mann bei der äusseren Erscheinung auf. Die Devise lautet: möglichst dürr, möglichst breitschultrig, möglichst unweiblich, möglichst kleiderständerähnlich.

Warum kann denn nicht jeder Mensch seiner Eigenart gerecht werden, so sein, wie er sich wohl fühlt, wie er eben ist?

Marion Alder

Echo aus dem Leserkreis

Leere Ställe
(Nebelspalter Nr. 13)

Liebe Dina

Wie Du, wäre auch ich eine Liebhaberin alter Heuställe. Ich nehme an, Du möchtest dort im Heu schlafen und Dich am Brunnen vor dem Stall waschen. Auch im Winter bei minus 20 Grad. Wenn nicht, muss der Stall bewohnbar gemacht, das heisst ausgebaut werden. Wenn Du die heutigen Arbeitslöhne betrachtest, kannst Du Dir vorstellen, was das kostet, abgesehen vom Erwerb des blosen Stadels, für den die Einheimischen zwischen 50 000 und 70 000 Franken kassieren. Die andere Variante wäre, diese Ställe und leeren Häuser zerfallen zu lassen, damit ja kein Fremder (ich wäre auch eine Fremde) ins Dorf zieht.

Warum aber werden nicht nur Ställe, sondern Häuser verkauft? Warum sind sie leer geworden? Ist es so böse und verdammenswert, wenn andere Menschen in diese leer gewordenen Behausungen einziehen, sie bewohnbar machen und ausgebauten Ställe erwerben? Und erst noch Freude haben an all jenen Dingen, die die Einheimischen verlassen, zum Teil verlassen müssen, weil sie nämlich gezwungen sind, eine Existenz zu suchen.

Die Abwanderung aus den Berggebieten ist ein Phänomen, das viele Ursachen hat und dem schwer zu begegnen ist. Der Zuzug anderer Menschen, und wären es «nur» Ferienleute, ist aber immer noch besser, als wenn überhaupt niemand mehr kommen würde. Findest Du nicht auch? *Lia Stirnimann, Tamins*

Wichtige Kontakte
(Nebelspalter Nr. 12)

Liebe Theres Ruef

Ob Sie ganz allein schuld sind? – Darauf kenne ich auch keine Antwort, ich habe mir nur einige Gedanken gemacht.

Ich habe drei Kinder. Auch ich setze mich ab und zu zu ihnen in den Sand, zeige, wie man einen Tunnel gräbt oder Kuchen backt. Aber lieber lasse ich mich auf dem «Schipelli» überhaupt nicht sehen. Mir ist der Kontakt der Kinder mit Gleitältrigen wichtiger, das Verhältnis ist ein anderes zwischen den Kindern, wenn kein ideenreiches und streitschlichtendes Mami anwesend ist! Die Kinder sollen ihre Ideen selber entwickeln, und das Lösen von Konflikten muss schliesslich auch gelernt sein!

Und da ich mir selbst auch wichtig bin, freue ich mich, wenn ich endlich einmal ein wenig Zeit für mich ganz allein habe, dabei aber weiß, dass sich die Kinder wohl fühlen bei ihren Kamerädeln.

Natürlich spreche ich auch lieber über geistreiche Themen, als wer wann womit wäscht. Nur habe ich gelernt, dass diese banalen Gespräche oft eine Vorstufe und ein Abtasten bedeuten. Sind die Gesprächspartnerinnen an anderen Fragen mehr interessiert, stellt sich das meistens rasch heraus, wenn man nicht zu früh abgeschaltet hat!

Als eine Mutter, die auch nur das Beste will, grüsse ich Sie freundlich.

A. Britt